

Insel

Rainer Maria
Rilke
Helene von
Nostitz
Briefwechsel



Rainer Maria Rilke
Helene von Nostitz
Briefwechsel

Herausgegeben von
Oswalt von Nostitz

Insel Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1976, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-24431-8

www.insel-verlag.de





Einleitung

Das Vorspiel der ersten Begegnung zwischen den Briefpartnern, das Helene von Nostitz in ihrem Erinnerungsbuch »Aus dem alten Europa« festgehalten hat, scheint in das Klischee zu passen, welches gewisse Eigenheiten Rilkes überbetont und ihn in einer künstlichen Welt ansiedelt. Wir sehen den Dichter im halbdunklen Saal das Podium betreten und »langsam dunkelgraue Handschuhe ausziehen«, bevor er seine Augen auf die Zuhörer richtet und sie dadurch fasziniert – eine Szene, die schon Karl Kraus (1925 in der »Fackel«) mit ebenso unbarmherzigem wie selbstgefälligem Spott bedacht hat. Wer indessen, unbeirrt von solchen Äußerlichkeiten, die Entwicklung der freundschaftlichen Beziehung verfolgt, die an jenem Januarabend des Jahres 1910 in Jena begann, wird bald gewahr werden, daß es sich dabei nicht um ein ästhetisch-esoterisches Phänomen, auch nicht um Snobismus, vielmehr um eine völlig ungekünstelte Sympathie handelte, die zwei feinfühligere Menschen der gleichen Generation zusammenführte; allerdings entstand dadurch eine Beziehung, die in ihrer Eigenart näherer Präzisierung bedarf. Zunächst aber etwas über ihre Vorgeschichte.

Wenn Rilke in seinem ersten Brief die Adressatin darauf hinwies, »daß seit Jahren gerade die Menschen, an denen ich bewundernd oder sonst herzlich teilnehme, mir Ihren Namen nannten, wieder und wieder...«, so war das keine Höflichkeitsformel. Helene von Nostitz, die mit Mädchennamen von Beneckendorff und von Hindenburg hieß, hatte zum Vater einen preußischen Offizier und zur Mutter die jüngste Tochter des Fürsten Georg zu Münster, der 1873 bis 1900 deutscher Botschafter zunächst in London, dann in Paris war. Münsters erste Frau, Helenes Großmutter, war Russin: eine geborene Prinzessin Galitzin. Die Enkelin wuchs daher in vielfältiger Tradition und zugleich in einem europäischen Klima auf, das ihren früh geweckten musischen Neigungen entgegenkam. Später brachte sie es im Klavierspiel zu einer beachtlichen Stufe und malte

Aquarelle, die durch die Qualität ihrer Farbgebung, die Erfassung der Struktur einer Landschaft weit mehr sind als dilettantischer Zeitvertreib; hierfür wurde in der Jugend schon der Grund gelegt, während die intellektuellen Bildungsfächer, entsprechend der Mädchenerziehung jener Tage, zurücktraten. Schon in Berlin, ihrer Heimatstadt, suchte sie jedoch Kontakte, die über den konventionellen Gesellschaftsrahmen hinausgingen; überdies erweiterte sich ihr Gesichtskreis durch Reisen, die sie mit ihrer Mutter nach Rußland, England, Italien und Frankreich unternahm. 1900 hielt sie sich länger in Paris auf und hier – in einem Pavillon der Weltausstellung, umgeben von seinen Skulpturen – lernte sie Auguste Rodin kennen. Es war das eine Begegnung, die sie stets als eine der wichtigsten für ihre geistige Existenz angesehen hat. In den Jahren 1902 und 1903 besuchte Rodin sie und ihre Mutter auf deren italienischer Besitzung, und im Frühjahr 1907 wurde sie von ihm porträtiert. In jenen Wochen bewohnte sie mit ihrem Manne das gleiche Häuschen im Garten von Meudon, in welchem Rilke, während seiner Sekretärstätigkeit bei dem »grand Maître«, gelebt hatte. Er erfuhr hiervon, und es ist anzunehmen, daß er in den folgenden Jahren, in denen er wieder mit Rodin Umgang hatte, den Namen seiner künftigen Briefpartnerin von diesem erwähnen hörte. So war es nur natürlich, daß die beiderseitige Beziehung zu dem großen Bildhauer an dem Jenaer Abend im Mittelpunkt des Gespräches stand.

Es gab aber auch andere Verbindungen zu gemeinsamen Bekannten und Freunden. Helene von Hindenburg hatte im Oktober 1904 Alfred von Nostitz-Wallwitz geheiratet, der damals dem sächsischen Verwaltungsdienst angehörte, zugleich aber mit der künstlerischen Avantgarde jener Zeit Verbindung hielt. Im Frühjahr 1905 folgten die jungen Eheleute, die in Dresden lebten, einer Einladung nach Weimar. Sie ging von ihrem gemeinsamen Freunde Harry Graf Kessler aus, der damals Direktor des Weimarer Mu-

seums war und sich bemühte, die Stadt Goethes wieder zu einem kulturellen Brennpunkt zu machen, wobei ihm sein Spürsinn für echte Talente, seine Mittlergabe, seine europäischen Verbindungen zustatten kamen. Unmittelbarer Anlaß des Weimarer Treffens war der Vortrag, den Hugo von Hofmannsthal in der Shakespearegesellschaft über »Shakespeares Könige und große Herren« hielt. In jenen Tagen entstand die Freundschaft zwischen Hofmannsthal und Helene von Nostitz, in die auch ihr Mann einbezogen war; diese Freundschaft, die im folgenden Jahr durch Hofmannsthals Besuch in Dresden noch vertieft wurde, hat ihren Niederschlag in dem 1966 veröffentlichten Briefwechsel gefunden. Hofmannsthal und Kessler gehörten zweifellos zu den Menschen, die Rilke von Helene von Nostitz erzählten. Hofmannsthal bot sich hierzu Gelegenheit, als ihn Rilke im November 1907 in Rodaun besuchte. Kessler war in den Jahren 1908 bis 1910 öfters mit Rilke in Paris zusammen. Daß er dabei das Thema berührte, lag um so näher, als das Ehepaar Nostitz nunmehr ebenfalls nach Weimar gezogen war (wo Alfred von Nostitz zwei Jahre lang eine Tätigkeit im Staatsministerium ausübte), und dort Kessler sowie die anderen Vertreter des künstlerischen Weimar – zu ihnen gehörten Henry van de Velde, Ludwig von Hofmann mit ihren Frauen, auch der Rilke gut bekannte Ernst Hardt – intensiv in ihren Bestrebungen unterstützte.

Von dem allem ist eines festzuhalten: Wer damals an den neuen Impulsen teilhatte, die sich seit den neunziger Jahren in Kunst und Literatur regten, brauchte nicht eine Isolierung, eine Verkümmernng der menschlichen Kontakte zu befürchten. Auch Rilke, der sich immer wieder, nach allzu bedrängenden persönlichen Verstrickungen, die für sein Schaffen unumgängliche Einsamkeit zu erkämpfen suchte, war von dieser Kommunikation nicht ausgeschlossen. Die Stelle eines Briefes, den Hofmannsthal am 6. Oktober 1910 an Helene von Nostitz schrieb, weist

darauf hin: »Mit Rilke dachten wir so lebhaft an Sie, neulich in München. Auch mit Reinhardt. Es ist etwas Schönes um einen solchen Kreis von Menschen, der Wärme und Mitfreude durch das ganze große Deutschland leitet.«

Helene von Nostitz war nicht nur (dies gilt namentlich für das trotz persönlicher Sympathie in mancher Hinsicht problematische Verhältnis zwischen Rilke und Hofmannsthal) ein verbindendes Element dieses Kreises; sie war auch Partnerin. Über ihre Freundschaft mit Rilke ist nun noch ein Wort zu sagen.

Über die Beziehungen des Menschen Rilke zu Frauen – die von den Aussagen des Dichters zu unterscheiden sind – wurden wir erst Jahrzehnte nach seinem Tode näher unterrichtet. Sieht man einmal von seinem Verhältnis zu Clara Rilke-Westhoff ab, das in seiner Sonderstellung einer eigenen Analyse bedürfte und hier außer Betracht bleiben soll, so hat er viele Freundschaften geschlossen, die vorwiegend erotischer Natur waren, ihn zunächst entflammten, ja inspirierten, dann aber in zunehmendem Maße bedrückten, Konflikte mit seiner Arbeit heraufbeschworen und seine Aktivität lähmten, so daß das verheißungsvoll Begonnene meist mit Enttäuschungen endete. Die Entwicklung der Verbindung mit Magda von Hattingberg (»Benvenuta«), auch mit Loulou Albert-Lasard (von beiden ist in diesem Briefwechsel am Rande die Rede), ist hierfür kennzeichnend. Daneben gab es freilich Frauen, die Rilke durch ihre fürsorgende Zuneigung und ihre Lebenserfahrung eine Art Ersatz für sein gestörtes Mutterverhältnis boten: Man denke nur an Lou Andreas-Salomé, die nach den ersten stürmischen Jahren eines nahen Zusammenlebens in diese Rolle hineinwuchs – mochte auch die frühere Gemeinsamkeit darin fortwirken –, und an die Fürstin Marie Taxis, die ihrem »Serafico« häufig in seinen Irrungen und Wirrungen beistand! Helene von Nostitz gehörte zu keiner dieser beiden Kategorien. Sie lebte in einer Ehe, die von Rilke

niemals in Frage gestellt wurde, obwohl zwischen ihm und Alfred von Nostitz nicht jene Freundschaft entstand, die dessen Verhältnis zu Hofmannsthal kennzeichnete, vielmehr Gefühle der Achtung und eines distanzierten Wohlwollens bestimmend blieben. Für Rilkes Beziehung zu Helene von Nostitz bedeutete dies, daß Komplikationen des Gemütslebens – sowohl extreme Annäherungen wie nachfolgende Trübungen und Enttäuschungen – nicht auftraten. Andererseits entschloß er sich auch nicht zu intimen Konfidenzen, wie gegenüber seinen mütterlichen Freundinnen, was sich schon daraus erklärte, daß Helene von Nostitz die um drei Jahre jüngere war und naturgemäß nicht über die Erfahrungen späterer Jahre verfügte. Es kam hinzu, daß sie sich selbst nur schwer zu ausdrücklichen Konfessionen entschloß und ebenso die Diskretion ihrer Freunde respektierte, die sie auch ohne Worte und unter Wahrung ihrer Arkana zu verstehen meinte.

Zur Charakterisierung dieses besonderen Verhältnisses bietet sich ein Satz aus dem Brief Rilkes vom 27. Dezember 1913 an: eine Aussage, die sich auf ein Erlebnis während des gemeinsamen Aufenthalts im Ostseebad Heiligendamm bezieht und nicht ohne Hintersinn ist »... Unser Spaziergang in jene Welt hinein, die mit einer Parkkontur und einem Garteninnern uns plötzlich allem Vorherigen weit zu entrücken schien, ist mir recht lebhaft und wirksam vor der Seele geblieben, wir hörten, umkehrend, wie am Anfang von etwas ganz Neuem auf, ein großartiges Einsetzen, ein Offensein voll vielfältiger Lieblichkeit, mehr Musik bekamen wir nicht...«

Aus solchen, offenbar sinnbildlich gemeinten Worten klingt ein nuancierter Verzicht heraus. Sie beschreiben einen Zwischenzustand, der aber doch »ein Offensein« in sich schloß. Wenn wir recht sehen, ist damit das temperierte Klima des ganzen Briefwechsels gekennzeichnet – ein Klima, das die Zahl der Briefe einschränkte, aber

ihrem Gehalt zugute kam. In der Zeit nach Abschluß des Malte, als die Beziehung begann, bis in den Ersten Weltkrieg hinein klingen in dieser Korrespondenz viele Themen und Erlebnisse an, die Rilke in jenen für ihn nicht leichten Jahren bewegten; dabei führte er keinen Monolog, sondern zeigte sich aufgeschlossen für jeden Hinweis und appellierte – nicht für sich selbst, vielmehr zugunsten von Menschen, an denen er Anteil nahm – an die Hilfsbereitschaft seiner Korrespondentin, von der er einmal sagt, daß sie »über jedem Wort gleich ins Wirken und Handeln« übergehe.

Alles in allem wird man feststellen können, daß Helene von Nostitz durch ihr verstehendes Mitfühlen, ihre Lebensbejahung, die sich auch gegenüber schweren Schicksalsschlägen behauptete, ihre Musikalität und nicht zuletzt durch ihren Sinn für die komischen Seiten des Lebens, der Rilkes, so oft übersehenem, leisem und feinem Humor entgegenkam, einen heilenden Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Das zeigte sich besonders bei den längeren persönlichen Begegnungen – 1910 in Weimar, 1913 in Heiligendamm, 1916 in Wien und Rodaun –, über die sie in ihren in diesen Band aufgenommenen Erinnerungsblättern berichtet hat. Die heilende Wirkung war freilich gegenseitig. Sehr deutlich wurde das bei dem Heiligendammer Zusammensein, als ihr Rilke – ohne bewußt als Tröster aufzutreten, ganz einfach durch seine Präsenz – bei der Überwindung einer Lebenskrise half. »Der Hintergrund schmerzlicher Ereignisse, die mich damals zerrissen, wurde in eine erträglichere Ferne gerückt«, hat sie ihm zwölf Jahre später (am 24. Mai 1925) geschrieben. Und mehr als ein Jahrzehnt nach seinem Tode fand sie für die ihr in diesen Heiligendammer Tagen gewährte Hilfe noch deutlichere Worte: »Er kam in schweren Tagen, nicht um zu trösten, sondern weil es seine Welt war, in die man kurz eintreten durfte«, heißt es in einem Brief an die Tochter Ruth vom 23. Februar 1937, offenbar in Erinne-

rung an den gleichen Vorgang, den Rilke mit seinem oben erwähnten Spaziergang-Gleichnis umschrieben hatte.

Diesem Gleichnis eignete im übrigen ein realer Hintergrund. Helene von Nostitz spricht in ihren Briefen und Aufzeichnungen immer wieder von den Spaziergängen, die sie – in Weimar, in Heiligendamm, in Rodaun – mit Rilke unternahm. Es äußerte sich darin eine Naturnähe, die jener Generation noch selbstverständlich war; bei Rilke und seiner Partnerin steigerte sie sich nahezu zu einer Naturmystik: Bezeichnend hierfür war ihrer beider Verehrung des damals noch Goethe zugeschriebenen Fragments »Die Natur« und eine fast franziskanische Verbundenheit mit der Kreatur. Daß Rilke sein Schmetterlingserlebnis im Ballsaal des Weimarer Wittumspalais (S. 32 f.) und seine Begegnung mit dem Franziskaner, der mitten im Gespräch während des Gesangs eines Vogels verstummte (S. 21), Helene von Nostitz, und nur ihr, erzählt hat, gehört in diesen Zusammenhang.

E. C. Mason hat Rilke einmal den »Dichter der Nuance« genannt. Auch insofern schlug dieser bei Helene von Nostitz eine verwandte Saite an und verhalf ihr zur Artikulierung ihrer Gedanken. »Ich spreche so gerne mit ihm. Man sagt ihm Zwischendinge, die sonst meistens unausgesprochen bleiben«, schrieb sie am 15. Juli 1912 an Hofmannsthal. Die Präzision, mit der Rilke die differenzier-testen Regungen und besonders die Ungewißheiten der *Conditio humana* auszudrücken verstand, konnte sie freilich in ihren eigenen Formulierungen nicht erreichen und bemühte sich auch nicht um Nachahmung, stets ihrem eigenen Ton treu bleibend; sie fühlte sich jedoch angesprochen durch diese Verdeutlichung des fast Unsagbaren.

»Wir sind immer in Einem Ermatten,
ob wir rüstig sind oder ruhn,
aber wir haben strahlende Schatten,
welche die ewigen Gesten tun.«

Diese Verse aus den *Frühen Gedichten* hat sie besonders geliebt.

Es sei nicht verschwiegen, daß das Verhältnis der Briefpartner in Rilkes letzten Lebensjahren weit weniger intensiv war. An seinem Schweizer Lebenskreis hat Helene von Nostitz nur sehr von fern teilgenommen. Das erklärte sich vorwiegend aus äußeren Gründen. In der Nachkriegszeit waren die wirtschaftlichen Möglichkeiten beschränkt. Eine Reise nach Muzot oder nach Paris hätte sie sich damals finanziell nicht leisten können. So fehlte es an den unmittelbaren Kontakten, die früher immer wieder die Beziehung belebt hatten. Vor allem Rilke – nach seinen Worten »wenig brieffähig in diesen Jahren« – verstummte immer mehr. Nach 1919 hat er der Freundin nur zweimal geschrieben, zuletzt im Mai 1925 aus Paris, fand aber sogleich die alte Herzlichkeit, die ebenso erwidert wurde. Bis in den Sommer hinein hörte dann Helene von Nostitz von ihm noch durch Freunde und Bekannte, die ihn in Paris aufgesucht hatten. Das »zuviel Schweigen«, das Rilke in jenem letzten Briefe beklagte und von dem Helene von Nostitz einige Jahre zuvor schrieb, daß es »uns zwar nicht trennt, aber doch einander, etwas vielleicht, unkenntlich macht«, war also jedenfalls nicht Ausdruck eines Erlöschens der Sympathie.

Oswalt von Nostitz

Briefwechsel

1910–1925

HELENE VON NOSTITZ AN RILKE

Weimar, Tiefurter Allee 6

23. Jan. 1910

Lieber Herr Rilke, ich hatte das Gefühl, Ihnen gar nicht genug gesagt zu haben, wie groß, wie befreiend mein Erlebnis gestern war, als Sie lasen, weil ich eine Art Scheu habe, nachdem so tiefe Dinge gesagt worden sind, sie gleich zu berühren. Aber meine Seele hat so mitgeklungen wie seit langer Zeit nicht und das Wunderbare ist, wie Sie diese feinen seelischen Erlebnisse dann immer wieder an die Natur bringen. Sie werden nie künstlich. Sie müssen so sein, sie sind so in uns, aber sie vertragen auch das Licht der Sonne, die Käfer, die Herden. Ganz neu sind Ihre Bilder geboren. Sie haben die liebliche Frische des wirklich neu Erwachten. Sie kommen aus den geheimen Tiefen und sind durch nichts vorher berührt worden, und die Seele, die ihre Heimat kennt, weil sie selber diesen Stoff des ganz Neuen immer wieder in sich hat, lacht ihnen entgegen. Ich hoffe so, Sie kommen wirklich nach Weimar und daß wir uns noch treffen und sprechen können.

Ihre *Helene Nostitz*

RILKE AN HELENE VON NOSTITZ

Leipzig, Insel-Verlag.

am 26. Januar 1910

Liebe gnädigste Frau,
von Jena zurückgekehrt, ließ ich mich gleich wieder mit dem Diktieren aus meinem Manuscript ein: darüber ist der Brief unterblieben, der sich sonst sicher mit Ihrem Schreiben gekreuzt hätte.

Sie geben mir darin in so schöner Überzeugung zu verstehen, daß jener Abend gut war; wirklich, ich danke Ihnen für jedes Wort.

Was ich Ihnen gleich hätte schreiben mögen, handelt von der Freude, die ich daran hatte, vor Ihnen zu lesen und